
Ulrich Johannes Beil, *Die hybride Gattung. Poesie und Prosa im europäischen Roman von Heliodor bis Goethe*. (Philologie der Kultur 2) Königshausen & Neumann, Würzburg 2010. 435 S., € 49,80.

Die Münchner Habilitationsschrift folgt den „Spuren einer ungefügigen Gattung“: „Ihr Gegenstand ist die Funktion von Gedichten im europäischen Roman“ (S.11). So weist es auch der Untertitel aus, während der Obertitel mit dem aktuell-modischen Begriff des Hybriden falsche Erwartungen weckt. Denn um Hybridität als Überschreitung von Gattungsgrenzen, als Genremischung, Verkreuzung und Zwitterhaftigkeit geht es nicht. Die (zu befürchtende langatmige) Auseinandersetzung mit den entsprechenden kulturtheoretischen An-

sätzen bleibt dem Leser zum Glück dann auch erspart. Schon auf der ersten Seite steht der Begriff, dessen Literaturgeschichte die Arbeit auszufalten vorhat: das Prosimetrum. Dieser „seltsame antonymische Begriff“ (S. 18) scheint auf den ersten Blick einen alten Hut zu benennen, nämlich Verseinlagen im Roman. Nicht nur die komparatistische Perspektive, auch der Blick auf die Nationalphilologien zeigt indes, dass hier ein Phänomen beschrieben wird, das schwer zu definieren ist und das Beil eine „Para-Gattung“ nennt (S. 20). Mit Bachtins Begriff der Dialogizität scheint für diese Art von Hybridität ein heuristisches Instrument zur Verfügung zu stehen (S. 24); und in der Tat greift Beil immer wieder darauf zurück, ohne sich ihm ganz auszuliefern (vgl. S. 47, 86, 282, 312, 368, 389).

Die Ursprünge des Prosimetrums sind theoretisch bei Platons *Ion* zu verorten, wenn die Ansprüche des Rhapsoden auf die „Prosa des Dialogs“ treffen (S. 26). Den von Beil am *Ion* abgelesenen sieben Merkmalen, „die der Poesie aus der Perspektive der Prosa zugeschrieben werden“ (S. 28), stellt er einen eigenen Ansatz entgegen, der seine Untersuchung des europäischen Prosimetrums leiten soll: das Bewusstsein der Nachträglichkeit der Prosa im Vergleich zur Poesie; die Einpassung der Gedichte in eine Art Rahmen der Prosa; der Zitatcharakter der lyrischen Einlage; und schließlich die Frage nach dem Machtverhältnis der Gattungen zueinander (S. 35–38). Dieses theoretische Gerüst wird nun in einem literaturgeschichtlichen Durchgang mit Texten aufgefüllt, die „Modellhaftigkeit“ beanspruchen (S. 39), wobei die jeweilige Kapitelüberschrift das Verhältnis von Prosa und Lyrikeinlage bezeichnet. Es sind dies Heliodors *Aithiopika* unter der Überschrift „Partizipation“, Petronius' *Satyricon* als „Destruktion“, Sannazaros *Arcadia* als „Dezentrierung I“, Sydneys *The Countess of Pembroke's Arcadia*, Montemayors *Los Siete Libros de la Diana* und die sehr knapp behandelte „Marcela“-Episode aus Cervantes' Roman *Don Quijote* als „Dezentrierung II“. Unter der Überschrift „Kontrastierung“ widmet sich Beil dann abschließend Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, worauf sich diese Besprechung konzentriert.

Die in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* eingelagerten Lieder werfen zentrale Fragen auf, etwa die, wie Goethes mehrfach geäußerte „Antipathie gegen Gattungsmischungen“ damit zu vereinbaren ist. Deshalb müsse man in den *Lehrjahre* „mit einer impliziten Poetologie des Prosimetrums“ rechnen (S. 261). Auch die zeitgenössische Rezeption, nicht nur der erste Mitleser Schiller, hatte an diesem „Schwanken zwischen einer prosaischen und einer poetischen Stimmung“ angesetzt (S. 262) und in Schlegels „doppelbödigem“ Rezensionsloblied gegipfelt, das den Roman „als Prosa und doch Poesie“ und den Autor als den „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“ charakterisierte (S. 263). Mit Schlegel und mehr noch mit Hegel und dessen Romandefinition als einem „Konflikt zwischen der Poesie des Herzens und der entgegenstehenden Prosa der Verhältnisse“

(S. 266) war ein Diskurs aufgerollt, der den Bildungsroman als Romantypus legitimierte, ihn zur deutschen Romanart schlechthin stilisierte (S. 272), den Naturpoesie-Diskurs seit Herder jedoch verschüttete (S. 274f.). Der Forschung wirft Beil vor, festgemacht an der „nachhaltigen Wirkungsgeschichte des ‚Rätsels‘ Mignon“ (S. 278), die Liederinlagen entweder als „eigenständige Texte“ isoliert (S. 277) oder in den Romankontext eingebettet als Erläuterungen zu Mignons Herkunft und als Vorausdeutungen für Wilhelm gelesen (S. 281) zu haben. Dass Mignon und ihre Lieder die Poesie schlechthin verkörpern sollen, jedoch von der Turmgesellschaft gleichsam eingesargt werden, während der Roman selbst daran arbeitet, diese Lieder unsterblich zu machen – diesen Widerspruch kann die bisherige Forschung nicht auflösen (S. 282).

Die Sängerbällade „Was hör' ich draußen vor dem Tor“, der Beil eine ausführliche Analyse widmet (S. 284ff.), verortet sich genau im Schnittpunkt der prosimetrischen Spannungen. Die Ballade mit dem szenischen Auftritt des Harfners spricht von einem Lied, das selbst „elliptisch-stumm“ bleibt (S. 288), sich auf Wilhelms frühere Wunschvorstellungen bezieht (S. 297), eine doppelte Lesart (S. 304) und ein Spiel mit gleich drei „Traditions- und Rollenmustern“ anbietet (S. 310). Philines Gegengedicht „Singet nicht in Trauertönen“, das von der Forschung als „Skandalon“ bisher nicht recht ernst genommen wurde (S. 311), kommt jetzt als „poetische Ersatzantwort“ zu Ehren (S. 313) – „das dialogische Gedicht par excellence“ (S. 316). Auch die anderen Lieder der *Lehrjahre* werden in diese vom Erzähler inszenierte „Gegenüberstellung zweier Gattungen“ eingepasst (S. 326), so dass „Zweideutigkeit“ entsteht (S. 328), weil der Fluss der Prosa „in eigentümlichem Gegensatz zu den Liedtexten“ steht (S. 331). So ergibt sich für alle diese Lieder „das Angebot einer geteilten Lektüre“ (S. 343); es gelte „die Niederlage der Lieder und ihrer Sänger gegenüber der Prosa“ zu akzeptieren (S. 342) und zugleich ihre poetologische Metaphorik zur Kenntnis zu nehmen: „Dadurch, dass man Mignon nicht einfach mit der Naturpoesie als solcher gleichsetzt, sondern ihre Existenz durch die Mechanismen jenes Diskurses bedingt sieht, der den Mythos von der Naturpoesie erst hervorgebracht hat“ (S. 346); so „tritt uns Mignon als Fiktion eines literarischen Kunstwerks gegenüber“ (S. 347). Deshalb ist es ein höchst naives Unterfangen, diese Lieder zum Sprechen bringen zu wollen: „Es scheint demzufolge nur, als trügen die Sänger die ‚Bedeutung‘ der Lieder auf ihren Lippen. De facto verbergen sie sie mit geradezu hermetischer Energie“ (S. 350). Auch Mignons berühmtes Italienlied „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen“ tut nur so, als fasse es „das soeben Erlebte in einer spontanen Komposition zusammen“. In Wahrheit wird der „auf den ersten Blick positive, progressive Gestus“ des Gedichts „von einem destruktiven Gestus unterlaufen“ (S. 364). So ergibt sich „eine Art verzweifelter Eschatologie“ als ein Versuch, „innerhalb der Lyrik zu verwirklichen, was sich

mit den Mitteln der Lyrik nicht verwirklichen lässt“ (S. 367). Mit dem „Tod der Sänger und der Rettung ihrer Lieder“, so eine Unterüberschrift (S. 371), kann Beil den literaturgeschichtlichen Standort der *Lehrjahre* bestimmen. Durch die Aufspaltung des Romans in Vers- und Prosapassagen nützt Goethe die Chance, „ein Kapitel aus der eigenen dichterischen Vergangenheit aufzuarbeiten und mit dem einstigen lyrischen Ich eine ganze lyrische Tradition zu historisieren“: „Das Prosimetrum bezeichnet damit genau jenen Ort, an dem der Roman im Begriff steht, sich von einem traditionellen in einen modernen Roman zu verwandeln“ (S. 376). Wenn die *Lehrjahre* uns die „ewige Wiederkehr der Poesie im Akt des Lesens selbst“ vorführen, so stellen sie zugleich dar, „in welcher prekären Lage die Poesie an der Schwelle zur Moderne sich befindet“ (S. 382).

Beils Untersuchung zieht eine Linie seit der Antike aus, die man so noch nicht gesehen hat. Sie überzeugt durch konzise Argumentationsgänge und eine präzise Begrifflichkeit. Bei längeren Zitaten stört es allerdings, dass die griechischen und lateinischen Textstellen übersetzt werden, die spanischen aber nicht. Ausdrücklich ist die sorgfältige Redaktion des Buches zu loben. Es gibt, was keineswegs selbstverständlich ist, so gut wie keine Druckfehler.

Rolf Selbmann: Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstraße 3, D-80799 München, E-mail: rolf.selbmann@germanistik.uni-muenchen.de